

# Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse  
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald in Bromberg

## ☞ Sonne möcht' ich sein. ☞

Sonne, Sonne möcht' ich sein,  
Nicht als Mond mit Sternen kosen,  
Zauberte aus jedem Stein  
Rote, süße Maienrosen;

Drückte meinen Flammenmund  
Auf der Menschen kalte Seelen,  
Daß der ganze Erdenrund  
Sich in Liebe müßt' vermählen.

Und in diesem Feuermeer  
Heil'ger reiner Liebesfluten,  
Möcht' ich selber hoch und hehr  
Langsam ohne Laut verbluten. J. Ambrosius.

## Blinde Liebe.

Erzählung von Paul Bliß.  
[Schluß.] [Nachdruck verboten.]

Kurt ahnte nichts Gutes; mit leicht zitternder Hand nahm er den Brief und las: „Mein werter alter Freund! Zu meinem großen Bedauern muß ich Ihnen mitteilen, daß meine Tochter Hedwig seit einigen Tagen nicht unbedenklich erkrankt ist. Und somit muß ich Sie — so leid es mir auch thut — nun schon bitten, Ihren Besuch bis zum Sommer, respektive so weit aufzuschieben, bis meine Tochter erst wieder ganz hergestellt sein wird.“

Und dann muß ich Ihnen, so schwer mir dies auch wird, die Eröffnung machen, daß eine Verbindung meiner Tochter mit Ihrem Herrn Neffen nunmehr unmöglich geworden ist.

Nämlich: der junge Herr hat vor einiger Zeit, als er Nachts bei Kempinski angeheitert saß, einem seiner Bekannten gegenüber Aeußerungen über seine demnächstige Ehe gemacht — Aeußerungen, die meine Tochter und mich auf's Aller schwerste verletz haben. Der Zufall wollte nämlich, daß jener Bekannter Ihres Herrn Neffen auch ein Bekannter unseres Hauses ist, und so haben wir nun auf diesem Wege Kenntnis davon



Verirrt. Nach dem Gemälde von H. Hartwich.

erlangt, wie Ihr Herr Neffe über seine neu zu schließende Ehe denkt. Meine arme Tochter dauert mich dabei am meisten, denn sie leidet so erastlich, daß ich fast annehmen muß, sie habe Ihren Herrn Neffen ernstlich lieb gewonnen.

Wie gesagt, ich bedauere unendlich, Ihnen dies Alles schreiben zu müssen! Aber wie die Dinge nun einmal liegen, halten doch auch Sie es wohl für das Wichtigste, wenn wir uns — mit Rücksicht auf meine Tochter — vorerst nicht wiedersehen, nicht wahr?

Ich begrüße Sie mit alter Herzlichkeit und bleibe Ihr stets ergebener

Emil Bergemann.“

Als Kurt gelesen hatte, war er bleich und still und gab mit zitternder Hand das Schreiben zurück.

„Nun, was hast Du darauf zu erwidern?“ fragte der alte Herr ernst und hart.

Kurt sah den Dankel fest und ruhig an, dann antwortete er zitternd: „Es ist so, wie er schreibt.“

Im Augenblick wollte der Alte auffahren, so sehr empörte ihn dies Geständnis; aber er hielt an sich, stand auf und sagte verächtlich: „Für so erbärmlich hätte ich Dich nicht gehalten.“ Damit ging er zur Thür.

Aber Kurt hielt ihn bittend zurück: „Nein, geh' nicht. Du

muß erst alles hören. Dann erst darfst Du urteilen! Und nun beichtete er alles, genau so, wie es sich zugetragen hatte — er erzählte, wie er von Hella den Korb bekommen, wie er verzweiflungsvoll sich betrunken hatte, um zu vergessen, und wie er in der Betrunktheit jene Worte gesprochen hatte, jene verletzenden Worte.

Als Kurt seine Beichte beendet hatte, sagte der alte Herr: „Nun ja, ich gebe zu, daß, genau gesehen, die Situation erklärbar ist; aber unverzeihlich bleibt es immerhin, daß Du einem Dir so fremd gegenüberstehenden Menschen derartige Äußerungen thun konntest. Die Folgen siehst Du ja nun.“

Wie vernichtet saß Kurt da und starrte vor sich hin.

Endlich sagte der Onkel, indem er aufstand und seinen Hut nahm: „Was Du nun zu thun hast, wirst Du allein wissen. Aber eins muß ich Dir noch sagen. Was Du auch thun magst, mich lasse bitte aus dem Spiel; ich möchte mit dieser Angelegenheit jetzt nichts mehr zu schaffen haben. Adieu!“

Als Kurt allein war, kam erst die volle Schwere, die ganze Erkenntnis des Unheils über ihn.

Mit einem Schläge, jählings und brutal, sank nun das kühne Gebäude seiner Phantasie zusammen.

Und plötzlich lohte etwas in ihm auf, ein Gedanke, der ihm das Blut in's Gesicht trieb, der ihn wild und rasend machte, — sie hat Dich geliebt! Sie hat Dich wahr und wahrhaftig geliebt, blind und hingebend Dich geliebt!

Und er, er blinder Thor, er, eitler Narr, er hatte das nicht erkannt! Er hatte geglaubt, sie von oben herab behandeln zu können — er hatte sie gekränkt und gedemütigt, und dennoch hatte sie ihn geliebt, wahr und echt ihn geliebt!

Mit flammendheißen Gesicht, beschämt und zerknirscht, so sank er, tief getrocknet, zusammen.

Und eine Stimme schrie in ihm, eine Stimme so hilfesuchend und bittend: die Sehnsucht nach Glück! Die Sehnsucht nach Liebe!

Endlich raffte er sich auf.

Jetzt gab es nur eins: rückhaltlos Alles zu beichten, reuevoll abzubitten und um Verzeihung zu flehen.

Dann schrieb er einen Brief an den Vater, in dem er die ganze Begebenheit genau klarlegte und an den Edelmut des alten Herrn appellierte.

Und dann einen Brief an die Tochter, und in diesem Schreiben schilderte er sich und seine ganze Seelenstimmung an jenem unglücklichen Abend aufs Genaueste — nichts beschönigte, nichts milderte er — echt und wahr beichtete er alle Geheimnisse seines Herzens vor dem jungen Mädchen, rückhaltlos klagte er sich an, um schließlich flehentlich ihre Verzeihung zu erbitten.

Sofort schickte er beide Briefe ab.

Und dann wartete er, in banger Angst, auf Antwort; in spätestens acht Tagen mußte sie ja da sein, so hoffte er.

Aber die erste Woche verging, die zweite, die dritte — aus den Wochen wurden Monate — aber die Antwort kam nicht. Und dann endlich wurde ihm klar, daß er nun nichts mehr zu erhoffen hatte.

Und als er dies erkannte, zuckte es schmerzlich in ihm auf.

So hatte er denn zum zweiten Male eine Liebe verloren!

Aber diesmal traf ihn der Verlust tiefer, denn diesmal hatte das Mädchen ihn echt, treu und hingebend geliebt, und diese blinde, vertrauensvolle Liebe des Mädchens hatte an seinem

Herzen gerüttelt, hatte in seiner Seele etwas aufgeweckt, hatte auch in ihm die Liebe angefaßt.

Ja, das erkannte er nun, nun erst ganz klar, nun er diese Liebe verloren hatte.

Und als ein einsamer Mann ging er nun seinen Lebenspfad weiter; er wurde still und fast menschenscheu und kannte nur eine Freude noch — seine Arbeit, seine Kunst.

\* \* \*

Der Sommer war dahin, und mit Georginen und Asten kam der Herbst in's Land.

Die Tage wurden kürzer, aber das Wetter war so herrlich, die Luft so rein und von einer so durchsichtigen Bläue, wie sie eben nur die schönen Tage des ersten Herbstes haben.

Das war so ein Wetter für Maler!

Täglich saß Kurt draußen im freien Felde und malte.

O, das war eine Lust, so etwas sehen zu können: diese Farben des Herbstes, diese einzig unvergleichlichen Farben! Ein Rausch war es, eine Symphonie! Ein preisendes Loblied auf die unerreichte Kunst des Schöpfers!

Ja, da konnte man wohl der malerischen Motive in Hülle und Fülle finden!

Täglich saß er draußen und malte, vom frühen Morgen bis zur sinkenden Sonne.

Als er eines Tages heim kam, fand er einen Brief vom Bureau der Kunstausstellung — zwei seiner Bilder seien soeben verkauft, „Waldlandschaft“ und das „Strandbild“. — Ein schwaches Lächeln der Freude kam auf sein Gesicht.

Au die Ausstellung hatte er überhaupt nicht mehr gedacht; seit jenem Nachmittag war er nicht mehr da gewesen.

Nun aber machte er sich doch auf und ging hin, um zu erfahren, wer die Bilder gekauft hatte.

Papa Bergemann hatte sie gekauft!

Als er dies erfuhr, fühlte er, wie mit einem Male das Herz schneller klopfte, das Blut eifriger pulsierte, und wie die Freude neue Lebenshoffnung in ihm aufweckte.

Unverzüglich eilte er in's Hotel.

Und fünf Minuten später stand er vor dem alten Herrn. Am liebsten hätte er ihm beide Hände geküßt.

„Ja, mein lieber junger Freund,“ sagte Papa Bergemann mit gutmütigem Lächeln, „wir haben Ihnen verziehen, denn wir wissen nun ja, wie es damals in Ihrem Innern aussah. Und ich, wissen Sie, ich bin auch einmal jung gewesen, ich kenne auch solche ähnlichen Stimmungen und Situationen.“

Dankbar und innig erfreut schüttelte Kurt die Hände des alten Herrn.

Der aber sprach lächelnd weiter: „Vor Allem aber können Sie sich bei meiner Tochter bedanken, denn sie hat es zuerst eingesehen, daß wir damals ein bißchen hart zu Ihnen waren — ja, ja, lieber Freund, meine Tochter war die Erste, die für Ihre Schuldllosigkeit plaidierte! Und da ist sie ja selbst, nun können Sie sich bei ihr bedanken.“

Im Rahmen der Thür stand, leicht errötend, das junge Mädchen.

Und Kurt eilte ihr entgegen, ergriff ihre Hand und küßte sie, wieder und wieder; gesprochen wurde kein Wort.

Aber die Blide sprachen! Und als Kurt nun fragend die Kleine ansah, da verstanden diese beiden Menschenkinder, was in ihren Seelen vorging, und da zog Kurt das junge Mädchen an sich und gab ihr den ersten Kuß.

## Die letzte Fuhre.

Berliner Skizze von Max Wundtke.

[Nachdruck verboten.]

„Golla! Du! Liedke!“

Der Angerufene hörte nicht. Er saß auf dem Bod seiner Droschke, den Kutschertragen bis an die Krenpe des schwarz-lackierten Gutes emporgeschlagen, und schaute in das trübe, naßkalte Wetter hinaus. Eine jener untersehten, wetterharten Gestalten, wie man sie zumeist unter den Berliner Droschkenführern findet, trat an den Sinnenden heran und gab ihm mit der Hand einen leichten, freundschaftlich gemeinten Stoß.

„Mensch, Du machst ein misepetriges Gesichte, det man dabon-loofen könnte. Komm uff eenen Dogenblick mit runter; een Nordlicht mit Morgenröte is bei so'n Hundewetter nicht zu verachten. Komm, Liedke,“ fügte er nach einer Pause hinzu, um den Angeredeten, der keine Bewegung machte, stärker zu beschwören; „komm, ich schmeiße 'n paar.“

„Laß man, Ernst,“ wehrte der Trübselige ab. „Ich habe jetzt keenen Schneid druff; 's jut jemeint, id weeiß ja . . . aber laß man.“

„Ach so 'ne Dummheiten! Ich weeiß woll, wat Dir wieder in'n

Kopp sitzt. Wer wird sich denn immer so'ne traurige Gedanken machen! Det Leben is so schon traurig jenug und so'n Droschkenkutscher hat's erscht recht nich leicht. Mensch, ärjre Dir nich; sei verniecht und komm mit runter. Mit't Grillensfangen wird's ooch nich besser. Nich wahr, det is wieder Deine Frete, det Mädle? Na, die is vielleicht fidelere als Du. 's wird ihr schon jut jehen; wat willst du mehr? Einsperren kann man seine Kinder nu eenmal nich. 's muß jedes sehn, wie't fertig wird. Und Du hast Dir doch gewiß nicht vorzuwerfen.“

„Nee Ernst, id denke — ganz jewis nich.“

„Na also; denn sei keen Frosch und komm!“

Die letzte Mahnung war in einem unwillig-ungeduldigen Tone gehalten, daß der alte Liedke, unverständlich vor sich hinhurmelmnd, das Schutzleder zurückschlug und schwerfällig auf das matschige Straßenpflaster herunterstieg. Dann verschwanden beide in dem Kellerlokal, aus welchem heller Lichtschein und ein Geruch emporstieg, in dem sich Tabak-, Bier- und Schnapsdunst mit dem Duft

frischen Schweinebraten mischte. — Der, den Diedke Ernst genannt hatte, redete noch eine Weile in seiner derben, tröstenden Weise auf den Alten ein. Kaum waren sie an den Ladentisch getreten, als ein anderer Droschkenfutscher an dem Eingang erschien und hinterrief: „Diedke! Du! Eine Fuhr!“

Diedke griff nach dem kleinen Glase, stürzte den Inhalt hinab und polsterte in seinen schweren, gefütterten Stiefeln mit einem kurzen Gruß die Treppen hinauf.

Eben wurde der Schlag seiner Droschke von innen mit lautem Knall geschlossen.

„Nach der Kantstraße,“ tönte es heraus.

„Na, denn man los, Alte,“ rief er seinem Pferde zu und zog die wollene Decke vom Rücken des Tieres zu sich herüber. „Wir haben eine weite Strecke, aber dann ist Feierabend!“

Die „Alte“ spitzte die Ohren, Diedke schnalzte mit der Zunge und klappernd setzte sich das Gefährt in Bewegung.

Fast automatisch leitete er seinen trottsenden Gaul durch das Straßengewirr am Landsberger Thor. Wohl mehr als eine Meile war die Kantstraße von hier entfernt; und es ist, als wüßten seine Gedanken, daß sie jetzt freies Feld haben. Sie kommen und schwirren durch seinen Kopf und quälen ihn, und lassen ihn nicht los. Sie sind beharrlicher als matte Fliegen im Herbst, deren man sich nicht erwehren kann. Wenn er nur nicht immer an die Gretel denken müßte, an seine Tochter! An alles andere! Nur nicht daran! Aber die Gedanken richten sich nicht nach seinem Schmerz; es kümmert sie nicht, ob sie ihm wehe thun. Es nützt nichts, darüber nachzudenken, warum sie gerade heute kommen, die Quälgeister.

Vielleicht, weil es damals ein ebenso trübes Matschewetter war, als er so durch die Straßen fuhr, den Kopf voll quälender Gedanken. Denn seine Gretel hatte ihm wieder einmal den Kopf heiß gemacht mit ihrer Sehnsucht zum Theater. Seit einigen Wochen hatte sie sich's in den Kopf gesetzt, sie müsse zur Bühne gehen; sie habe das Zeug dazu und wolle wuchern mit dem Pfunde, das der Himmel ihr gegeben. Sie träumte von einer großen, glänzenden Zukunft — natürlich! Das von seinem Mädels, seinem kleinen, guten, drolligen Gretel, das er so abgöttisch liebte, das auf sein Knie zu nehmen und mit seinen großen, plumpen Händen zu streicheln und zu tätscheln, jede Mußestunde ausfüllte, die sein harter Beruf ihm ließ! O, sie

war ihm teuer, um so teurer, als sie ihm sogar seine Frau gekostet hatte, an die er mit der stillen, ernsten Neigung eines Mannes hing, den der Kampf ums Leben still und ernst gemacht hat. Alles andere, aber zum Theater?! Lieber tot! Er gehörte noch zu den Leuten von ehedem, denen ein Theatermenschen nicht viel höher stand als ein Scharfrichter. Seine Gretel, seine Einzige, seinen Abgott sollte er diesem Moloch überantworten? Niemals! Das hatte er auch zu ihr gesagt, und sie wußte, daß der Alte eher brechen als biegen würde. Gretel aber hatte etwas von dem Eigensinn des Vaters geerbt, und als er den Abend fröstelnd und mißmutig nach Hause kam, fand er das Nest leer. Gretel war in die Welt gegangen, um ihre Flügel zu erproben, wie sie ihm in einem zurückgelassenen Briefe schrieb. Sie könne ihre Sehnsucht nicht unterdrücken; sie wisse, daß sie zu Hohem bestimmt sei. Er solle keinen Versuch machen, sie zurückzuholen; sie würde nicht eher heimkehren, als bis sie etwas geworden sei in der Welt. Dann aber würde sie kommen, ihn in ihre Arme schließen und um Vergebung bitten.

„Ja, Vater,“ waren ihre letzten Worte, „ich werde Dich nie vergessen und werde Dich immer lieben. Eines Tages werde ich wiederkommen und dann wirst Du nicht mehr Droschkenfutscher spielen.“

Das war nun drei Jahre her, eine lange, trostlose Zeit! Jeden Abend, wenn er in seine einsame Wohnung zurückkehrte, hoffte er leise, sie zu finden. Wie oft schon hatte er sich wegen dieser „dummen Gedanken“ ausgescholten, aber es half doch nichts. Er wurde nicht müde zu hoffen und . . . sich auszuschelten. Immer wieder leuchtete er mit der Lampe in jeden Winkel, in jeden Versteck. Vielleicht,

daß ihm der Kobold lachend und jauchzend entgegensprang, wie einst . . . Ja, wie einst . . .

Plötzlich tönte ein gedämpfter Knall durch die feuchte Nachtluft, so daß er sich erschrocken umwandte und die sonst so phlegmatische „Alte“ einen nervösen Seitensprung machte.

Was war denn das? Ein jäher Schreck durchzuckte ihn. Passanten kamen vom Bürgersteig herübergestürzt und machten mit den Armen seltsame Bewegungen gegen ihn. Er hielt.

Jetzt hörte er, wie die Scherben der einen Fensterscheibe an seiner Droschke klirrend auf das Pflaster fielen. Im Nu war er abgestiegen. Heute hatten bereits den Wagenschlag geöffnet. Diedke schob sie zurück und riß den Schlag vollends auf. Wie leblos fiel ihm der Oberkörper einer Dame entgegen. Sie wäre auf den Fahrdamm gefallen, wenn er nicht rechtzeitig zugegriffen hätte. Zugleich schlug etwas Schweres mit metallischem Klang auf die Steine.

Es war ein Terzerol.

„Erschossen! Sie hat sich erschossen! Sie ist tot!“ schrien die Leute durcheinander.

Diedke hörte, wie sie leise röchelte.

„Vorwärts, zur Sanitätswache!“ drängte ein Schutzmann, der eben hinzugetreten war.

Beim Aufrichten fiel der Verwundeten der Hut mit dem Schleier vom Kopfe. Das Haar hatte sich gelöst und ringelte sich in goldgelben vollen Strähnen über die Hände des Rutschers. Da flackerte das Laternenlicht über das wachsbliche Antlitz des jungen, schönen Weibes. Zu gleicher Zeit öffneten sich die Lider und die Augen starrten eine Sekunde schreckensvoll auf das verwitterte Ge-

Gesicht des alternden Mannes. Ein tiefes Aufstöhnen aus Männerbrust, ein gurgelndes Röcheln und dazu ein freischender, gellender Schrei . . . es war wie aus einem Munde. — „Gretel, meine Gretel! Du . . . ?!“ — „Vater!“ Eine verzweifelte, todtraurige Bitte lag in dem ersterbenden Ton. Er hielt sie in seinem linken Arm und tastete mit der freien Hand an ihrem Körper umher, unwissend, was er that, instinktiv die blutende Wunde suchend. Dabei rannen seine Thränen über den dichten, grauen Schnauzbart, und seine Stimme ersticke zuweilen im Schluchzen, als er stammelnd sagte: „Warum — hast Du — mir — das — gethan, — Gretel?“ — „Vergieb mir, Vater!“ Leise wie ein Hauch kam es aus den



Die Berliner Kurrende.

Rippen, die sich kaum bewegten. „Es ist — alles vorüber. Nein, thu — ihm — nichts! — Versprich mir — Vater! Ich hab — ihn — doch — so sehr — geliebt . . .“

Dann ging ein Ruck durch ihre Gestalt; ihre Finger krampften sich um seinen Arm, als wäre sie im Versinken und sie müßte sich festhalten an ihm, den sie so tödlich getroffen hatte; bleischwer regungslos fiel sie gegen seine Brust.

„Sie ist tot!“ sagte der Schutzmann.

„Sie ist tot!“ wiederholte Diedke mechanisch. Dann, als ginge ihm plötzlich ein Licht auf und als begriffe er, jetzt erst den Sinn ihrer letzten Worte, ballte er grimmig die Fäuste.

„Ihre Tochter nicht wahr?“ fragte der Schutzmann.

„Meine Tochter, ja! Meine Gretel!“ Er lachte kurz auf.

„Das ist sehr traurig. Schnell zur Sanitätswache, Herr!“

„Sie ist ja tot! Was soll's?“

„Aber es muß doch was geschehen.“

„Ja, Sie haben recht!“

Und er schloß den Schlag, und der Schutzmann setzte sich neben ihn. Dann ging's davon.

Eine Weile herrschte dumpfes Schweigen. Dann lachte er plötzlich bitter auf.

„Sie hat recht gehabt, das Mädels: Ich komme wieder, und dann wirst Du nicht mehr Droschkenfutscher spielen! Sie hat recht gehabt. Ich denke, 't wird meine letzte Fuhr gewesen sein. Du brauchst sie ja nicht mehr als een anständiges Begräbnis, und ich habe zu leben . . . Die letzte Fuhr!“ setzte er nach einer Pause schluchzend hinzu. „Du lieber Gott, wer hätte das denken können!“

Mein Vater, der Juwelier Paul Vandeau, hatte auf meine dringenden Bitten endlich seine Zustimmung dazu gegeben, daß ich die Reise unternehmen durfte. Es handelte sich um eine bedeutsame Mission: ein außerordentlich wertvoller Ring sollte von London nach Paris gebracht und dort dem Besteller, dem Marquis de Beaufort, persönlich überreicht werden. Der Brillantring hatte einen Wert von 40 000 Francs, — es handelte sich also bei der Reise um eine Vertrauensmission. Ehe ich mit derselben betraut wurde, hatte es erregte Debatten gegeben, denn mein Vater beharrte bei der Ansicht, ich sei zu jung zu solchen Sachen. Als ich endlich den Widerstand besiegt hatte, übergab er mir den Ring mit den Worten: „Der Brillant hat seines Gleichen auf der Welt nicht mehr. Verlierst Du den Ring, oder wird er Dir gestohlen, so ist kein Ersatz vorhanden. Mit dieser Reise wirst Du eine Probe ablegen, ob Du selbständig Geschäfte abzuwickeln verstehst und somit die Fähigkeiten besitzt, ohne meine Hilfe unser Geschäft weiter führen zu können.“

Ich lächelte ironisch zu diesen Warnungen. Nach der baldigen Ueberrahme des Geschäfts sehnte ich mich gar nicht so, — aber was meine geschäftliche Klugheit und Kaution anbelangte, daran hatte kein Mensch das Recht zu zweifeln, selbst mein Vater nicht. Ich war ein- undzwanzig Jahre alt, und da duldet es doch kein Mensch mehr, wenn er wie ein Kind behandelt wird. Ich sollte darauf achten, daß ich ein so hervorragendes Wertobjekt nicht verlore, daß es mir nicht gestohlen werde.

So sah ich denn allein in einem Wagenabteil. Das Etui mit dem Ringe verwahrte ich in einer Brusttasche, die ich mir extra im Futter meiner Weste hatte anbringen lassen. Von Zeit zu Zeit überzeugte ich mich durch einen Druck der Hand, daß das Etui noch ruhig in der Tasche steckte. Da fiel mir ein, daß ich den kostbaren Ring noch gar nicht einmal gesehen hatte, ich hatte ihn gut verpackt erhalten, und so trug ich ihn noch bei mir.

Ich nahm also das Etui hervor und öffnete es: auf blauem Plüsch gebettet, strahlte der Edelstein in allen Farben des Regenbogens und warf die Sonnenstrahlen hundertfach zurück. Ich war wie geblendet!

Kein Mensch würde der Versuchung widerstanden haben, den Ring einmal anzupassen. Ich wenigstens vermochte ihr nicht zu widerstehen, und so schob ich den Ring auf jeden Finger meiner linken Hand. Für den Zeigefinger paßte er am besten, an dem sah er wie angegossen und nahm sich geradezu prachtvoll aus. Eigentlich war der Ring ja auch am Besten an meinem Finger aufgehoben, dort konnte ich ihn jede Minute sehen und fühlen. Wenn ich nun noch den Handschuh darüber zog, konnte er selbst bei andern keinerlei Aufsehen erregen.

Da hielt der Zug: Dover war erreicht. Ich eilte unverzüglich an Bord des Dampfers, welcher die Ueberfahrt nach Calais vermittelte. Nur noch wenige Passagiere machten dieselbe mit, darunter zwei Damen: eine ältere und eine jüngere. Die Alte aß und trank während der Reise mit hervorragendem Appetit, die Junge dagegen ließ sich an der Tafel gar nicht sehen, sondern blieb auf Deck. Ah, — es war eine Schönheit, diese Dame! Ich schritt von Zeit zu Zeit an ihr vorüber und verschlang sie fast mit meinen Blicken. Sie erhob ihre Augen nicht...

Plötzlich warf sie mir einen Blick zu. Welch' ein Blick: Sehnsucht, Traurigkeit, Ermunterung... alles war in ihm zu lesen. Ich blieb wie angewurzelt stehen. Ich suchte einen Vorwand, um die Dame anzusprechen zu können, — ich fand keinen.

„Wenn Sie mir gestatten,“ tönte da eine zarte Stimme an mein Ohr, „daß ich Sie in Anspruch nehme, — ach, haben Sie die Güte, mir einen Kellner herzuschicken. Der soll mir ein Gläschen Cognac bringen, an dem ich mich erfrischen werde. Ich bin von dem Fahren so hin... so kaput...“

Ich stürzte hinunter nach dem Buffet. In wenigen Minuten brachte ich ihr selbst den Cognac: Hennessy Dreistern. Sie nahm das Gläschen mit flüchtigem Kopfnicken in Empfang und nippte nur ganz wenig an dem Inhalt.

„Ich hoffe, daß Gnädigste sich jetzt etwas gekräftigt fühlen,“ meinte ich beschämt.

„Oh,“ flüsterte sie, „ich danke Ihnen von Herzen. Seit ich Witwe geworden bin, kommt es leider vor, daß ich von plötzlichen Ohnmachtsanfällen heimgesucht werde.“

Wie interessant, wie rührend war dieses Bekenntnis. Kein Wunder, daß sie über den Verlust, der sie betroffen hatte, noch traurig war.

„Robert Vandeau,“ stellte ich mich unter tiefer Verbeugung vor. „Amélie de Montgrosse,“ lächelte sie.

Bald waren wir in ein lebhaftes Gespräch verwickelt.

Calais war — leider zu bald — erreicht. Die reizende Witwe äußerte den Wunsch zu dinteren... nach den Strapazen der Reise... der kaum überstandenen Seerkrankheit —, natürlich, das war alles ganz selbstverständlich. Im ersten Hotel war der Speisesaal schon überfüllt, ich ließ deshalb im Salon servieren. Die Suppe wurde aufgetragen, — na, da mußte ich schon wohl oder übel den Handschuh abziehen, der bis dahin noch immer meine Hand bedeckt hatte.

„Ah,“ staunte meine Gefährtin, „welch' herrlicher Ring!“ und dabei führte sie einen Löffel Suppe zum Munde. „Aber die Herrlichkeiten dieser Erde vermögen mich nicht mehr zu reizen, wer einen solchen Verlust erlitten hat —“

Ich versuchte sie zu trösten, — aber es kostete alle meine Ueberredung, um sie zu bewegen, von jedem Gericht sich vorlegen zu lassen. Endlich waren wir beim Dessert: Früchte, Ananasmelonen, Apfelsinen. Der Kellner stellte Kerzen auf den Tisch.

„Rauchen Sie nicht?“ fragte sie.

„Oh,“ machte ich, „mehr als notwendig. Aber in Gesellschaft einer Dame...“

„Lassen Sie sich durchaus nicht stören,“ beruhigte sie mich, „ich liebe nur ausschließlich Männer, die rauchen.“

Ich nahm meine Cigarettentasche. Mit einer graziösen Bewegung legte meine Gefährtin ihre zarte Hand auf meinen Arm. „Wissen Sie, mein Herr, ich muß Ihnen ein Geständnis ablegen. Ich habe längere Zeit in Spanien gelebt, dort rauchen alle Frauen. Sie werden das unweiblich finden, der Anblick einer rauchenden Dame wird Ihnen unangenehm sein...“

„Unangenehm?“ meinte ich ab, „aber im Gegenteil, wie können Sie nur so was von mir denken. Ich finde rauchende Damen reizend, entzückend!“

„Sie sind ein Gentleman,“ lobte sie, und dabei zog sie ein Cigarettenetui hervor. Da staunte ich nicht schlecht. Der Silberdeckel war mit Steinen besetzt, mit Brillanten, Saphiren, Topasen, — mein Ring konnte gegen diesen Glanz nicht aufkommen. „Na, dann bitte schön,“ und sie präsentierte mir das Etui. Ich wollte in das linke Fach greifen. „Bitte, das rechte,“ wies sie mich zurecht, „das sind echte Russen. Links, glaube ich, sind unechte Türken, die man mir zu fabelhaften Preisen aufgekauft hat.“

Ich nahm also die erste Cigarette rechts — sie die zweite. „Bitte,“ sie reichte mir ein brennendes Streichholz.

„Danke,“ und da qualmte ich auch schon los.

Zum Ruckud, bemerkte ich heimlich, so was Miserables hast Du ja in Deinem Leben noch nicht zwischen den Lippen gehabt, das ist ja ein ganz ekelhaftes Kraut. Aber wenn ich auf mein liebliches Gegenüber blickte, stiegen mir Zweifel an meine eigene Ueberzeugung auf. Und da die Dame vergnügt lächelnd immer ein Rauchwölkchen nach dem anderen in die Luft blies, folgte er ihrem Beispiele. Sie spitzte ihren rosigten Mund: ein Rauchringelchen stieg empor, und ehe es noch in nichts zerronnen war, hat sie den Ringfinger ihrer linken Hand hindurchgesteckt.

Na, das Kunststück konnte ich doch nachmachen. Ich sog kräftig den Rauch ein, rundete den Mund und wirklich: der Ring stieg tadellos empor. Ich wollte aufstehen und ihn zart mit dem Finger berühren, da ertönte ein silbernes Lachen an mein Ohr. „Geben Sie sich keine Mühe, mein Vetter,“ dabei durchstach sie zwei bis drei Mal den Ring. „Dazu habe ich viel größeres Geschick als Sie. Und außerdem bleiben Sie doch viel lieber in Ihrem bequemen Sessel sitzen.“

Oh, da hatte sie recht, gern wäre ich allerdings nicht aufgestanden. Merkwürdig, ich kam mir ungeheuer ungelent vor. Eben wollte ich noch einen Witz machen, da hatte ich ihn schon wieder vergessen. So im Nebel sah ich noch... welch' ein herrliches Geschöpf! Wenn ich jetzt ihr ertönen würde, daß ich wahnsinnig in sie verliebt sei. —

Alle Wetter, das war kalt geworden: eine Gänsehaut zog sich über meinen Rücken. Ich rieb mir die Augen. Es war dunkel im Zimmer, ich schien geschlafen zu haben. Mein Kopf war bleischwer, ein dumpfes Getöse dröhnte durch denselben. Mit der größten Anstrengung schleppte ich mich zum Fenster und zog die Gardine zurück. Es war stockfinstere Nacht. Endlich fand ich den Knopf der elektrischen Leitung: endlich Licht! Ich war allein im Zimmer. Nach wiederholtem Läuten erschien endlich ein Kellner.

„Wo ist meine Reisegefährtin?“ forschte ich.

„Ach, die Dame mit dem blonden Haar,“ erinnerte er sich, „die ist so etwa vor drei oder vier Stunden weggegangen, sie hätte noch geschäftliche Angelegenheiten zu besorgen, erklärte sie. Auf alle Fälle aber, so hat sie flehentlich, darf mein Bruder, der durch die Seerkrankheit furchtbar zu leiden gehabt hat, nicht gestört werden. Lassen Sie ihn schlafen, nur der Schlaf vermag ihn wieder gesund zu machen. Dieser Bitte bin ich nachgekommen und habe Sie ruhig schlafen lassen. Zurückgekehrt ist übrigens Ihr Fräulein Schwester noch nicht.“

Ich war sprachlos, — ich ihr Bruder? Na, entweder war die Dame nicht so ganz klar, oder im Kopf des Kellners war ein Sparren locker. Eines von beiden...

Alle Wetter, da fiel mein Blick auf meine Hand — — An dem Finger steckte auch nicht der wertvollste Brillantring mehr. Nichts, garnichts, die Hand war vollkommen unberingt. Mein Kleindarm war futsch, verschwunden, gestohlen! — —

Am nächsten Tage stand ich einem reumütigen Sünder gleich vor meinem Vater. Ich erzählte ihm die ganze Wahrheit. Vor Scham und Wut vergoß ich fast Thränen.

Mein Vater lächelte ironisch, ging an den Geldschrank und entnahm dem Geheimfach ein Etui. „Hier hast Du den berühmten Ring zurück,“ meinte er schmunzelnd, „Deine reizende Unbekannte hat mir denselben schon gestern Abend übergeben.“

„Also die hat mir den Ring gestohlen?“ forschte ich weiter.

„Na ja, wie man's nimmt,“ erklärte mir mein Vater. „Die Dame ist keine Diebin, sondern die Angestellte eines Detektiv-Bureaus. Du solltest eine Lehre erhalten, die Dir hoffentlich im Leben noch von Nutzen sein wird. Du warst Deiner Sache ja so sicher, und nun...? Es giebt eben auf der Welt noch viel klügere Leute als so ein junger Vernegroß, wie Du.“

Ruckud auch... diese Demütigung hinunterzutwürgen — — da kam mir ein rettender Gedanke!

„Es mag sein wie ihm wolle,“ erklärte ich und fügte im belehrenden Tone hinzu: „Von Deiner Seite war dieses Experiment aber trotzdem eine höchst riskante Sache. Ein solches Spiel treibt man nicht mit einem Ringe, der so hohen Wert besitzt.“

„Mein Junge,“ — mein Vater klopfte mir auf die Schulter, — „Du darfst mich nicht unterschätzen. Der Brillant in dem Ringe, den Du mit auf die Reise genommen hast, war... Simili!“



**Schwierige Beratung.** Nach einem Gemälde von Carl Wendling.

## Die Kinder des Anarchisten.

(Schluß.)

Roman aus der Neuzeit Spaniens von Karl Milbach.

(Nachdruck verboten.)

„O ja; vorher war ich ein Knabe, der die Tage verträumte, nun aber fühle ich mich zu ernsterem Leben erwacht.“

„Wie stellten Sie denn Mara auf die Probe?“

„Erlassen Sie mir diese Antwort,“ entgegnete Dionysio verlegen.

„Sie wissen doch, welche Neigung ich für Ihre Schwester hege!“

„Sagten, wollten Sie wohl sagen.“

„Nein, heute mehr als je! Stellten Sie etwa die Probe auf — mich?“

„Ja, Don Federico.“ Und nun erzählte Dionysio, auf welche Weise er Mara ausgeforscht hatte.

Freudestrahlend drückte der Maler dem jungen Manne die Hand: „Dionysio, Sie sind Ihrer Schwester gegenüber hart; ich kann mir indessen sehr wohl vorstellen, wie schwer Ihnen jene falschen Vorspiegelungen geworden sein mögen, doch Sie haben Ihrer Schwester und mir damit einen Dienst erwiesen, der uns hoffentlich zeitlebens nützen wird.“

„Als jungem Mann geziemt es sich für mich eigentlich nicht, daß ich über Ihre Herzensangelegenheiten spreche; aber diesmal mögen Sie's mir verzeihen, ich konnte Ihren Kummer nicht mehr mit ansehen, ich wußte auch von Mara's Herzensgeheimnis, das ist das Ganze.“

„Gewiß, das ist das Ganze. Aber ohne Sie, mein junger Freund, würden sich unsere Herzen vielleicht nie wiedergefunden haben.“

Das Gespräch der beiden wurde durch den Eintritt eines Polizisten in der Uniform der Municipalgardisten unterbrochen, der eine gerichtliche Vorladung brachte. Dionysio und Susse erschrafen nicht wenig und dachten sogleich an die Möglichkeit einer Zeugenvorladung zum Anarchistenprozesse oder ähnliche Unannehmlichkeiten. Aber die Sache verhielt sich anders. Dionysio und Mara wurden auf das Amtsgericht beschieden „in Erbschaftsangelegenheit des gestern verstorbenen Alberto Redona“. Raum hatte sich der Beamte entfernt, da brachte der Postbote die private Todesanzeige.

Obwohl Redona aus guten Gründen für seinen Onkel niemals sympathisch empfunden hatte, berührte ihn dessen Hinscheiden jetzt um so mehr, als es so unerwartet, ja fast unmittelbar nach dem Tode des Vaters erfolgte, und Dionysios gläubiges Gemüt in diesem Ereignis mehr als ein bloß zufälliges Geschicknis erkennen zu müssen glaubte.

Sofort setzte der Jüngling seine Schwester von dem Ableben des Onkels in Kenntnis.

Die Geschwister begaben sich zum Sterbehaus, um dem Begräbnisse beizuwohnen. Die Bestattung des Verstorbenen lag vor der Stadt. Dionysio traf noch vor der festgesetzten Stunde dort ein. Der Verwalter des Alberto Redona empfing die Ankommenden aufs höflichste und gab bereitwilligst Auskunft über das Ende seines Herrn.

Der reiche Mann war unvermählt geblieben. Seit Jahren verbitterte ihm eine schwere Krankheit das Dasein. Aus vielen Leiden hatte man entnommen, daß den Kranken überdies noch Gewissensbisse peinigten. Als nun gar jene Zeitung seine Sünden vor aller Welt aufdeckte und ihn geradezu für das traurige Schicksal seines Bruders verantwortlich machte, da war es um seine Ruhe und Fassung geschehen. Die wenigen Freunde, die sich bisher seiner angenommen, zogen sich seit jenen Enthüllungen von ihm zurück, was den kranken Mann am meisten schmerzte. Er fühlte, daß sein Leben rasch verrann, und er machte sein Testament. Heute sollte die Eröffnung desselben vor sich gehen.

Die Verlesung des letzten Willens Alberto Redonas brachte den geladenen Erben eine größere Ueberraschung. Es hieß darin unter anderem: „Obwohl die Güter meines Bruders Roberto Redona mir durch Rechtszuspruch zuerkannt wurden, bekenne ich deren Aneignung als ein an meinem Bruder begangenes Unrecht. In dem Bestreben, alles Unrecht nach Möglichkeit wieder gut zu machen, bestimme ich, daß mein gesamter Land- und Häuserbesitz nebst Mobilien und allem Zubehör an Dionysio Redona falle, Mara Redona dagegen die äquivalente Summe in Bar von 136 400 Pesetas erhalte.“ — Die vorhandenen verschiedenen Staatspapiere, deren Wert auf fast 150 000 Pesetas festgestellt wurde, sollten gleichmäßig unter den beiden Geschwistern geteilt werden. Sämtliche übrigen Wertpapiere waren der Schwester des Erblassers vermacht. Von dem größtenteils in Hypotheken angelegten Vermögensteil waren bedeutende Legate für den Verwalter und zwei andere Personen ausgeworfen. Das Gesamtvermögen Alberto Redonas hatte über eine halbe Million Pesetas betragen. Man hatte ihn nie für so reich gehalten, doch der Verwalter behauptete, daß der größte Teil des Reichthums durch ehrliche Spekulationen erworben worden sei.

Dionysios erster Gang war nun zu Susse, dem er mit seltsam niedergeschlagener Miene von seiner Erbschaft Mitteilung machte.

Der Maler sah ihn erstaunt an, aber ein Blick in das Gesicht des jungen Mannes verriet ihm, was dessen Seele beschwerte.

„Ich weiß, daß Sie gekommen sind, um sich bei mir Rat zu holen.“ Redona nickte zustimmend. „Sie dürfen das Geld Ihres Onkels ohne Skrupel annehmen; denn der Verstorbene selbst bekennt, daß er sich Ihres Vaters Güter zu Unrecht angeeignet hat. Es ist Ihr eigenes Geld, was Sie erben — wenigstens zum großen Teile.“

„Und das durch Wucher erworbene?“

„Als der Sterbende sein Testament machte, hatte er nach seinem eigenen Geständnis die Absicht, begangenes Unrecht nach Möglichkeit wieder gut zu machen, und Sie, mein junger Freund, sollen seine Absichten nicht durchkreuzen. Ihr Onkel hat gut gethan, in dieser Weise zu verfügen; es war nicht mehr als recht und billig. — Sind Sie nun überzeugt?“

„Ja. Ich danke Ihnen, Don Federico,“ antwortete Dionysio. Aber als er den Maler verließ, war er noch ebenso überzeugt, daß des Onkels Reichthum nicht ehrlich erworben war, und noch tagelang grübelte der junge Mann darüber nach, ob ihn die Annahme jenes Geldes nicht entehre.

Dionysio war nun ein reicher Mann; eine Schicksalslaune hatte ihm über Nacht Schätze in den Schoß geworfen, nachdem sie ihm vorher das Teuerste, seinen Vater, entrisen hatte.

Des jungen Redona bemächtigte sich eine gelinde Verzweiflung, als er den großen Land- und Häuserbesitz besichtigte. Wie sollte er, der kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling, das beträchtliche Vermögen verwalten? Auch hier half Susse; unterstützt von einigen Verwandten Dionysios, veranlaßte er die Mündigkeitserklärung des Geschwisterpaares. Mit Hilfe des treuen Verwalters arbeitete sich Redona sodann bald in die neuen Geschäfte ein. Nebenbei widmete er sich auch mit einem wahren Feuereifer der Vervollkommnung seiner lückenhaften Bildung.

Es war an einem milden Herbsttage und etwa einem Monat nach Roberto Redonas Tod, als Susse auf Dionysios Landgut zu Besuch erschien. Dionysio befand sich nicht zu Hause.

„Mein Bruder ist mit dem Verwalter ausgegangen,“ sagte Mara, indem sie dem Maler errötend und mit sichtlichem Besorgnis die Hand zum Gruße bot. „Dionysio dürfte aber in einer halben Stunde wieder zurück sein. Bitte, nehmen Sie so lange Platz. — Darf ich Ihnen eine Erfrischung vorlegen — etwa eine Flasche Limonade? Es ist heute sehr heiß.“

„Ich danke Ihnen sehr für Ihr lebenswürdiges Anerbieten. Uebrigens bedauere ich es nicht, daß ich Sie allein angetroffen habe, Fräulein Mara. Schon seit geraumer Zeit hege ich den Wunsch, Ihnen — mein Herz auszuschütten,“ sagte Susse lächelnd, „und ich glaube, mir dies um so eher gestatten zu dürfen, als wir beide ja bereits gute Freunde geworden sind.“

Mara wurde ein wenig verlegen, doch ging sie, den halb scherzhaften Ton des Malers annehmend, auf das Gespräch ein, indem sie erwiderte: „Man schüttet sein Herz nur aus, wenn man des Trostes bedarf; aber Sie, Don Federico, sind ein lebensfroher Mann, der keine Tröstung nötig hat.“

„Sie irren,“ wandte er lebhaft ein. „Mich bedrückt ein gewisser Kummer —. Nun, ich will mich Ihnen ganz anvertrauen. Sie erinnern sich wohl noch unseres ersten Zusammentreffens im Parke an jenem wunderschönen sonnigen Sommertage.“

Mara neigte errötend den Kopf.

„O, damals!“ sagte sie leicht bewegt. „Da waren wir alle noch so heiter und glücklich — wer hätte gedacht, daß uns das Unglück so nahe sei.“ Ihre Augen schimmerten feucht.

„Verzeihen Sie, daß ich unbewußt trübe Erinnerungen bei Ihnen wachrief.“ Sie machte eine abnehmende Bewegung. „Nun wohl, ich habe bei jenem Zusammensein mit Ihnen zum ersten Male empfunden, was echte, wahre Liebe ist. Ich liebte Sie, Fräulein Mara, und mit jedem Tage erstarkte meine Neigung zu Ihnen. Da verschwanden Sie, ich suchte Sie vergeblich, und eine schwere Prüfung ward mir nun zu teil — durch Ihren Bruder. Zürnen Sie ihm nicht,“ fuhr Susse fort, „als Mara ihr in Schamröthe erglühendes Antlitz schluchzend verhüllte;“ er sprach durch die Umstände gezwungen, er folgte dem Drange seines Gewissens und handelte ehrenhaft. Es schmerzt mich, diesen Punkt berührt zu haben, aber ich versprach ja, ganz offen gegen Sie zu sein. Doch nun ist das Vergangene begraben und vergessen; Sie haben ein neues Leben begonnen und — auch ich habe es, seit mich eine Hoffnung beseelt. — Mein Dasein war bisher ziemlich freudlos; wie könnte ich denn glücklich sein, wenn ich ganz allein durch dieses Leben gehen müßte! — Fräulein Mara — nur Sie vermögen

mir das ersehnte Glück zu geben, und darum frage ich Sie — wollen Sie mein Weib werden? Darf ich hoffen?"

"Ja, Don Federico," hauchte sie.

"O, dann sind wir glücklich, Klara! Dank — tausend Dank, Du gutes Kind," jubelte der Maler, seine schöne Braut in die Arme schließend.

Aber die Gemütsbewegung war für das Mädchen zu groß gewesen, und allzu unerwartet und schnell war der für das Weib so bedeutungsvolle Augenblick an sie herangetreten, als sie den Thränen hätte wehren können, in denen jetzt der Sturm der Herzensempfindungen vertobte.

Husse fühlte sich wie betäubt von seinem Glück. Da hörte er plötzlich, wie Dionysio nach Hause kam. Klara floh aus dem Zimmer.

"Don Federico!" rief der Jüngling beim Eintritte. — "Welche Freude, Sie hier zu sehen! — Das ist mir der liebste Besuch. — Aber — was ist Ihnen?"

"O, nichts — ich bin nur — ein wenig verwirrt. Wie geht es Ihnen?"

"Gut, danke. — Und Ihnen?"

"Ich bin glücklich, Don Dionysio — überglücklich."

Der junge Mann sah den Künstler erstaunt an. — "Wo bleibt doch nur Klara?" fragte er, indem er sich anschickte, sie zu rufen. "Lassen Sie, Dionysio," hielt ihn der Maler zurück, "und hören Sie mich für einige Augenblicke an. Es ist Ihnen längst kein Geheimnis mehr, mein lieber Freund, daß mein Herz an Ihrer reizenden Schwester hängt."

Dionysio nickte; er blickte dem Sprechenden gespannt in's Antlitz.

"Ich weiß auch, daß sie mich wiederliebt, und deshalb fragte ich sie soeben, ob sie meine Frau werden wolle. — Und sie hat mir ihr Jawort gegeben."

In Dionysios Gesicht stieg eine gewisse Benommenheit, er schwankte in seinem Empfinden und wußte offenbar nicht recht, sollte er sich freuen oder nicht. Er liebte Klara seit dem Tode seines Vaters mehr als zuvor; das harmonische geschwisterliche Verhältnis machte ihn glücklich, und nun sollte sie ihn verlassen, er sollte fortan allein sein. Das schmerzte ihn tief. Aber dann dachte er an Klaras Glück, an der Seite eines in allen Kreisen hochgeachteten Mannes und eines Künstlers, der einer großen Zukunft entgegenging. Ueberdies, wie viel Dank schuldeten Dionysio und Klara nicht dem edelherzigen Freunde! Der junge Redona erhob sich:

"Ich beglückwünsche Sie von Herzen, Don Federico, und danke Ihnen, daß Sie einer unglücklichen Waise Ihre Hand bieten, und weil ich weiß, daß Sie meine Schwester glücklich machen werden. Gott möge Sie und Klara segnen!" setzte er gerührt hinzu. "Aber wo ist denn meine Schwester?"

"Sie eilte weg, als sie Sie kommen hörte," erwiderte der Maler lächelnd.

Dionysio entfernte sich, kehrte aber alsbald mit Klara wieder. "Hier ist sie, Don Federico," sagte er mit heiterer Miene und führte das vor Glück strahlende Mädchen dem Bräutigam entgegen.

Als sich Husse nach einiger Zeit entfernte, sank Klara dem Bruder schluchzend mit dem seligen Beständnis an die Brust: "Lieber, guter Dionysio, wie glücklich bin ich!"

\* \* \*

Husses Gemälde "Hadrian und Antinous" war vollendet. Es war das beste Bild, das er bisher geschaffen hatte. Oft blieb er vor der Staffelei stehen und betrachtete hocherfreut seine Schöpfung. "Wie konnte ich das nur malen?" murmelte er, und sein eigenes Talent erschien ihm wie ein Rätsel.

Der Maler erwartete heute Moselblümchen sowie einige befreundete Künstler, die er eingeladen hatte, sein fertiges Werk zu besichtigen.

Und nun kamen sie. Solle war beim Anblick des Bildes einen Augenblick sprachlos, dann loderte er in Begeisterung auf. "Ein Meisterwerk!" rief er entzückt. "Großartig! — Großartig!" Er konnte sich nicht satt sehen, und aus seinem Munde sprudelte ein Schwall von Lobeserhebungen.

Die übrigen Freunde aber, lauter Spanier, schüttelten Husse die Hand und beglückwünschten ihn neidlos, "Dagegen sind unsere Arbeiten nur Stümpereien," bekannte einer von ihnen ganz offenherzig.

Husses Bild wurde vom Ausstellungscomitee natürlich zugelassen und erhielt einen sehr günstigen Platz. Kaum war die Ausstellung eröffnet, brachten die Zeitungen spaltenlange Kritiken über das Gemälde Husses, und rasch war des deutschen Künstlers Name in aller Mund. "Hadrian und Antinous" wurde vom Publikum förmlich belagert. Allgemein war die Begeisterung für das schöne Werk, und selbst die spanischen Standesgenossen zollten dem Deutschen rückhaltlos Anerkennung und Lob.

Dieser Erfolg übertraf Husses kühnste Erwartungen. Schon

nach Ablauf einer Woche fand sich für das Gemälde ein Käufer, aber der Künstler wollte sich von seiner Schöpfung nicht trennen, er hatte das Bild zu einem besonderen Zwecke bestimmt. Er begnügte sich mit dem Preise, den ihm die Jury zuerkannte; es war einer der höchsten Preise.

Klara, nunmehr mit Husse in aller Form verlobt, nahm an dem Glück des Malers innigen Anteil, ebenso Dionysio, dessen ungewöhnlicher Erscheinung jener die Idee zu seinem Werke und auch zum Teil den Erfolg desselben verdankte. Binnen kurzem sah sich Husse mit Aufträgen derart überhäuft, daß er nur die bedeutendsten annehmen konnte, die anderen aber ablehnen mußte.

Das Verhältnis zwischen den Verlobten gestaltete sich von Tag zu Tag inniger, doch mußte die Hochzeit der Familientrauer halber noch weit hinausgeschoben werden.

Dionysio hatte sich inzwischen eine schöne Wohnung in der Stadt eingerichtet. Als er eines Morgens ans Fenster trat, sah er vor dem Hause einen Wagen stehen, von dem einige Männer einen großen verhüllten Gegenstand abluden. Kurz darauf klingelte es an der Etagenthüre.

Wie erstaunte Dionysio, als Husse eintrat und den Gegenstand in dem Vorzimmer niederlegen ließ. Die Säulen sanken, und Dionysio sah das prächtige Gemälde: Hadrian und Antinous vor sich, welches der Maler ihm zum Geschenk machte. Der junge Mann kannte den großen Wert des Bildes, er wollte daher eine so kostbare Gabe nicht annehmen.

"Hand aufs Herz!" sagte Husse lächelnd, "was ist Ihnen lieber, Ihr Kontersfrei in fremden Händen zu wissen, oder es selbst zu besitzen?" Da mußte Dionysio bekennen, daß er schon oft daran gedacht hatte, das Bild ankaufen zu lassen. Und er fügte sich dem Willen des Künstlers.

Als das Trauerjahr zu Ende war, fand die Vermählung Husses mit Klara statt. Unter den zur Hochzeit Geladenen befand sich auch Palez. Niemand grollte ihm, denn der Beamte hatte bezüglich Redonas doch nur seine Pflicht gethan. Sein Erscheinen hätte indes trotzdem peinliche Erinnerungen wachgerufen. Doch mußte Husse im voraus, daß der vielbeschäftigte Herr Arbeitsüberhäufung vorschützen werde, um nicht kommen zu müssen. Und so geschah es auch. Senor Palez begleitete aber sein Absageschreiben mit Geschenken für das Brautpaar.

Vierzehn Tage später kehrten Husse und Klara von ihrer Hochzeitsreise nach Barcelona zurück.

Am späten Abend desselben Tages saß das junge Ehepaar mit Dionysio auf der Terrasse des Landhauses, welches dieser vom Onkel geerbt hatte. Milder Mondesglanz spielte auf den bunten Steinen der Veranda.

"Ihr seid nun glücklich," sagte Dionysio und sah träumerisch in die helle Nacht hinaus.

"Ja," entgegnete Klara, sich an ihren Gatten schmiegend, "so glücklich, wie ich es nie geahnt und nie zu wünschen gewagt hatte."

"Es sind Launen des Schicksals," meinte der Bruder. "Schicksalslaunen!" nickte Husse lächelnd Dionysio zu. "Ja, es giebt solche, man kann es nicht leugnen, ich habe sie kennen gelernt."

Und wieder erinnerte sich der deutsche Maler des Tages, an dem er jene Ähnlichkeit des jungen Mannes mit Antinous entdeckte; dieselbe, die den verehrten Leserrinnen und Lesern als das Unwahrste dieser Geschichte vorkommen wird, die aber gerade das — Wahrste daran ist!

## ✻ Unsere Bilder. ✻

**Schwierige Beratung.** Der Gemeininn ist eine der herrlichsten Blüten in dem Kranze bürgerlichen Tugenden — aber, wenn die Forderungen des persönlichen Glückes, die Forderungen des Herzens mit ihm in Widerstreit geraten, dann ist es oft schwer, ihm gerecht zu werden und einen Ausgleich zu finden, bei dem Opfermut und berechtigte Selbstliebe in gleicher Weise Befriedigung finden. Der junge Offizier, der auf unserem Bilde gedankenvoll dasitzt, und, ins Leere starrend, bei sich erwägt, ob er dem Drängen des alten Ratsherrn nachgeben und die gewünschte Unterschrift leisten soll, hat jene Erfahrung an sich selber machen müssen. Als er ins Feld zog, um dem Vaterlande seinen starken Arm zu leihen gegen die andrängenden Feinde, da gedachte er, die Brutt von Thatendrang geschwellt, und froher Hoffnungen voll, auch seiner Vaterstadt und gelobte heim Abschiedstrunk, der die ausziehenden Offiziere und ihre Angehörigen noch einmal im Ratskeller vereinigte, in Gegenwart seines Schwiegervaters und etlicher Ratsherren, daß er, wenn er gesund heimkäme, die Hälfte seiner Mitgift, die ihm dann ausbezahlt werden sollte, für eine Stiftung im Interesse der Armen der Stadt hergeben würde. Aber bei seiner Rückkehr erfuhr er, daß die Familie seiner Braut während des Krieges in Vermögensverfall geraten, und daß von der Mitgift knapp so viel übrig geblieben sei, um ihm eine standesgemäße Eheschließung zu ermöglichen. Besteht der alte Ratsherr darauf, ihn an das unter wesentlich anderen Voraussetzungen gegebene Wort zu erinnern, dann wird wohl der junge Offizier auf die Heirat mit dem geliebten Mädchen verzichten müssen. Hoffen wir aber, daß der Buchstabe nicht auch hier, wie leider so oft im Leben, über den Geist siegt!

**Verirrt.** Die Szene erscheint tragischer, als es in der Wirklichkeit der Fall ist. Der verirrte Hammel, welcher so einsam und verlassen in der Heide umherirrt, hat eigentlich alles was er braucht, nur keinen Stall und keine Genossen, deren liebliches Wölfen er entbehren muß. Furcht braucht er nicht zu empfinden, Wölfe drohen ihm im deutschen Reiche nicht mehr, und wenn er sich Nachts in einen trockenen Winkel zur Ruhe streckt, kann er schlafen wie ein Matz, und kein Schäferhund bringt ihn früh auf den Trab, ob er traben will oder nicht. Aber so einem Herdenzieh nützt alle Freiheit nichts, dem fehlt die Peitsche, um ihm das Denken und die Sorge fürs tägliche Futter zu ersparen, deshalb hängt unser Hammel auch so den Kopf und blökt jämmerlich.

**Ein Kurrende-Chor.** Unter Führung eines älteren Schülers oder eines Lehrers ziehen die Kurrende-Jungen von Haus zu Haus. Sie stellen sich im Halbkreis um den Führer auf, und bald erklingen ihre wohlgeschulten Knabenstimmen zu schönen, tief ergreifenden Gesängen. Es sind meist ärmere Schüler, die sich zu solchem Kurrende-Chor zusammenschließen, und gerne reicht man den Knaben, die in ihren schwarzen Radmänteln und in den niederen runden Hüten so seltsam ernst und so würdig aussehen, als Dank für ihre schönen Lieder Geldgaben dar. Namentlich in Thüringen und Sachsen sind die Kurrende-Chöre — das Wort kommt von dem lateinischen currere, laufen her — noch sehr verbreitet. Auch in Berlin, und gerade da, wo der Trubel der Großstadt, im hastenden Treiben des Lebens, das nur so wenig übrig hat für wahre Poesie, greift es wohl jedem Menschen mächtig ans Herz, wenn plötzlich aus dem Hofe oder von der Straße her der weihervolle Chorgesang der kleinen Sänger emporsteigt.

### ☛ Gemeinnütziges. ☛

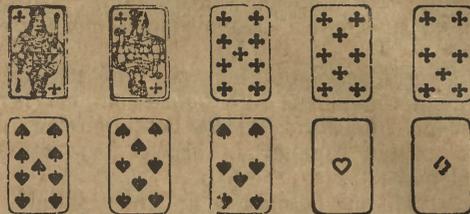
**Pyromonter Pudding.** Man rührt 5 Eidotter mit 250 g feinem Zucker und einer Prise Salz dick schaumig, fügt etwas abgeriebene Zitronenschale und den Saft einer Citrone sowie 20 g weiße aufgelöste Gelatine,  $\frac{1}{2}$  l Weißwein (oder Apfelwein) und 1 Glas Rum hinzu, um die Masse darauf so lange zu rühren, bis sie anfängt, dicklich zu werden. Erst dann zieht man den zum Schneiden steifen Eiweißschnee darunter und füllt den Pudding in Glasschalen.

**Schleimig gewordene Weine** sind, besonders wenn die Krankheit noch im Anfangsstadium der Entwicklung sich befindet, leicht durch starkes Rühren mittels des Reihrohres oder einer Brause zu kurieren. Das Verfahren muß 2—3 Mal angewendet werden. Ist der Wein aber schon stark dickflüssig, so giebt man nach dem ersten Abziehen 10—20 g in Wein gelöstes Tannin pro Hektoliter und zieht das letzte Mal in ein gut geschwefeltes Faß ab. Eine Schöpfung mit spanischer Erde oder Gelatine macht den Wein vollends klar.

**Man verhütet blaue Flecke auf der Haut**, die durch Stoß, Schlag oder Fall entstanden sind, durch sofortiges Auflegen von trockener Stärke, die man mit Glycerin angefeuchtet hat. Ist nicht Glycerin zur Stelle, so genügt auch Wasser mit Kartoffelmehl. Die Geschwulst wird auf diese Weise abgehalten und die Heilung befördert.

### ☛ Nachtsch. ☛

#### 1. Skatenaufgabe.



Vorhand spielt mit obigen Karten Kreuz=Solo, nachdem sie von Mittelhand bis Karo-, von Hinterhand bis Coeur=Solo gereizt ist. Vorhand gewinnt, obwohl nur 7 Augen im Stat liegen. Wie war die Verteilung und der Gang des Spiels?

#### 2. Buchstabenrätsel.

Vor mir seh ich mächtig ragen  
In der Wolken Reich das Wort,  
Das seit grauer Vorzeit Tagen  
Böser Geister Lieblichort.

Auf die Lande blickt man nieder  
Hoch vom Gipfel sturmunrauscht. —  
Doch nur selten kehrt man wieder  
Heim das Wort (ein Laut vertauscht).

#### 3. Silbenrätsel.

Aus folgenden 36 Silben sollen 12 Worte gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Ausspruch eines berühmten Feldherrn und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, den Namen dieses Feldherrn ergeben.

ac ca da da di du e ed el ge i i i il ka ker la me na  
nan nau ni ni nu phi ri ro so so tes us ve ver vols.

Die Worte bedeuten in richtiger Reihenfolge: 1. Atrömischer Volksstamm, 2. alte Gedichtsammlung, 3. Stadt in Frankreich, 4. Drama von Goethe, 5. Stadt in Italien, 6. biblischer Name, 7. persischer König, 8. Stadt in Thüringen, 9. berühmter Komponist, 10. Vorname eines Philosophen, 11. Vogel, 12. Feldherr Wallensteins.

#### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Unglücklich ist nicht, wer der Erde Glück verlor  
Und himmlisches dafür im Glauben sich erkort,  
Unglücklich ist auch nicht, wer zufrieden sich behagt  
An dieser Welt und nicht nach einer andern fragt:  
Unglücklich ist nur, wer die Lust sich sieht geraubt  
An Irdischen und nicht an Ueberirdisches glaubt.
2. Schatten.
3. Fabel, Rom, Igel, Eloge, Dahn, Reis, Atlas, Eder, Fabel, Base, Dheim, Name, Salm, Chor, Horn, Ilse, Lohn, Vaden, Eber, Rand. — Friedrich von Schiller.

### ☛ Lustiges. ☛

#### Stimmt.

A.: „Ja, binnen einem halben Jahr ist die Zahl unserer Ärzte fast auf das Doppelte gestiegen. Das ist horrend!“

B.: „Ja, aber die Leute wollen auch leben.“

A.: „Na, die Kranken aber auch!“

#### Gerichtsstl.

„Der Angeklagte wird zu zwölf Stunden Arrest, verschärft durch einen Fasttag, beurteilt.“

#### Aus einem Nekrologe.

Der Verstorbene war langjähriges Mitglied der Schützen-gilde und hielt bis zu seinem Ende treu zu der Fahne, zu der er gratis die gestickten Seidenbänder geliefert hatte..

#### Kindlich.

Die kleine Grete kommt früh im Hemdchen ins Zimmer: „Liebe Mama, zu Deinem Namenstag wünsch ich Dir...“

„Aber Kind, Du bist ja noch gar nicht angezogen — so gratuliert man doch nicht.“

„Aber Mama, wir kennen uns doch!“

Uebertriebene Sparsamkeit



Schneider (beim Maßnehmen): „Warum halten Sie denn so den Atem an? Sie werden ja ganz rot im Gesicht!“  
Geiziger Kunde: „Damit ich nicht so viel Stoff brauche!“

#### Schrecklich.

Herr: „Worüber weinst Du denn?“

Kleiner: „Ja, der Arthur hat gesagt, ich werde noch mal eine Witwe mit zwölf Kindern heiraten müssen!“

#### Ein guter Vater.

Vater: „Ich sag' es Euch nochmal, Kinder — nur nicht fehlen! Wenn Ihr einmal einen Anzug braucht, nachher schaut, daß Ihr einen auf Pump kriegt und bleibt ihn schuldig. So sind wir noch alleweil gut gekleidet gewesen, haben keinen Pfennig dafür bezahlt und sind dabei ehrliche Leute geblieben!“

#### Fatal.

Sanitätsrat (am Stammtisch, als in der Stadt eine Epidemie ausgebrochen): „Keine Angst, meine Herren! Die Hauptsache ist, daß Sie nicht von Ihrer gewohnten Lebensweise abweichen!“ Bei diesen Worten zittert einer der Gäste. „Was ist Ihnen?“ fragt man besorgt. Darauf antwortet jener angst-durchbebt: „Hab ich genommen heut früh e Fußbad!“